

## Kirche und Kultur im barocken Bayern

Zum 300. Geburtstag P. Karl Meichelbecks OSB

*Von Georg Schwaiger, München<sup>1</sup>*

Auch Zeitalter haben ihre Schicksale. Es ist für uns geradezu bestürzend, zu beobachten, wie fast alle großen Geistesmänner des vorigen Jahrhunderts dem Zeitalter des Barocks völlig fremd, nicht selten scharf ablehnend gegenüberstanden, auch Männer die in hervorragendem Maße zu sehen und zu schauen verstanden, von Goethe bis zu Jacob Burckhardt. Gewiß, die reiche Literatur des Barocks war — über den vielstrapazierten P. Abraham a Sancta Clara hinaus — fast vergessen. Die religiösen Ausdrucksformen des Barockzeitalters brandmarkte man seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert gern als halbheidnischen Aberglauben. Aber standen nicht überall noch die gewaltigen Bauwerke jener verachteten Epoche im Land, mächtige Kirchen und Klöster und riesige Schloßbauten? Es scheint, daß Goethe — nach Ausweis des Tagebuchs seiner italienischen Reise — von all dem in Süddeutschland so gut wie nichts gesehen hat. Sein Sinn stand nach dem antikischen Süden. Und der große Erforscher und Darsteller der Renaissance in Italien, Jacob Burckhardt, sprach das harte Urteil: Barock sei in der Sprache der Kunst nur ein verwilderter Dialekt der Renaissance.

Die Welt des Barocks mußte seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Zug um Zug wieder entdeckt werden — für die große Welt. Den ersten Zugang öffnete die bildende Kunst. Das einfache Volk in unserem Land hatte mehr Verstand und Urteilskraft bewahrt. Es hatte auch im historisierenden 19. Jahrhundert stets mit instinktiver Sicherheit an den „schönen“ Kirchen der Barockzeit festgehalten, so manche in zähem, hartem Einsatz im Sturm der großen Säkularisation gerettet. Diese Sicherheit war der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, der großen und gelehrten Welt weithin abhanden gekommen.

Erst in unserem Jahrhundert kam man auch außerhalb der weiß-blauen Grenzpfähle allmählich zur Einsicht, daß Bayern überquellende Schätze besitzt, nicht nur in der Schönheit seiner vielgestaltigen Landschaft, sondern vor allem auch in den Leistungen seiner Kultur, seiner Kunst. Es ist weder eine Übertreibung noch gar eine Geringschätzung der großartigen Kunstwerke anderer Gegenden Deutschlands: kein anderer deutscher Raum kann sich, was Fülle und Dichte hervorragender Kulturdenkmäler betrifft, mit dem

---

1) Vortrag, gehalten bei der Gedenkfeier der ACADEMIA BENEDICTINA zum 300. Geburtstag Karl Meichelbecks, in Benediktbeuern, am 11. Mai 1969.

süddeutschen, bayerisch-österreichisch-schwäbischen Raum messen, weder das Rheinland noch Nord- oder Ostdeutschland. Die Fülle der Kunstwerke dieses Raumes, und zwar aus allen großen Epochen schöpferischer Kraft, ist zum überwiegenden Teil aus geistlich-religiöser Wurzel gewachsen, in einer Zeit, da die Kirche noch alle Bereiche menschlichen Lebens erfaßte, durchdrang, befruchtete. Die Kunst, ja die gesamte Kultur Bayerns, ist bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts vorwiegend eine religiöse und kirchliche Kultur.

Neben dieser grundlegenden Tatsache sind noch einige andere Gegebenheiten zu bedenken, will man Vergangenheit – und Gegenwart! – der geistig-kulturellen Entwicklung in Bayern verstehen. Das Land liegt im Herzen Europas, im Kreuzungspunkt vieler Wege und Einflüsse, empfangend und wieder schenkend. Besonders eng war bis etwa 1800 die Verbindung mit dem lateinischen Süden, mit Italien. Über vierhundert Jahre hatten die Römer das Land zwischen Donau und Alpen beherrscht, und es ist doch wohl wahr: ein jeder Landstrich, über den je der römische Adler seine Schwingen gebreitet hat, ist davon gezeichnet, dem Wissenden erkennbar bis zum heutigen Tag. Mit Italien bestand zudem eine enge Verbindung seit der bajuwarischen Landnahme des frühen 6. Jahrhunderts. In der süddeutschen, vorwiegend katholisch bestimmten Barockkultur erlebte diese alte, ständige Verbindung mit dem Süden wohl ihre reichste (und letzte große) Entfaltung. Diese geistig-kulturelle Verbundenheit mit dem Süden endete mit dem alten Reich und seiner Reichskirche. Erst die ungeheueren Umwälzungen im Gefolge der Französischen Revolution, vor allem dann die einseitige, aber beherrschende preußisch-kleindeutsche Beurteilung der ganzen deutschen Geschichte, das 19. Jahrhundert also, bauten die Alpen als geistige Barriere nach dem Süden hin auf.

Mit dem Wort Barock verbinden sich bei den meisten Menschen heute Vorstellungen aus dem Bereich der bildenden Künste. Aber man muß die Kunst des Barockzeitalters ganz hineinbetten in den breiten Strom der Barockkultur. Nicht von ungefähr erhielt die Barockkultur in den katholischen Ländern ihre reichste Ausprägung. Überall im Abendland, wo die alte Kirche nach der Krisis der Glaubensspaltung neu auflebte, kleidete sie sich in das festliche Barockgewand, das in nationaler und landschaftlicher Eigenart abgewandelt wurde. In den katholischen Barockkirchen, in den schloßähnlichen Prunkklöstern und den gewaltigen Residenzen der geistlichen Fürsten spiegelt sich der Aufschwung des erneuerten kirchlichen Lebens, aber auch das Triumphgefühl wiedergewonnenen Selbstbewußtseins, wiedererlangter Sicherheit nach vielfacher Gefährdung, nach den langen Jahrzehnten der Mutlosigkeit. Gerade in der Baukunst zeigt sich das Aufatmen nach langem Druck innerer und äußerer Krisen, das freudige Bewußtsein eines neuen, furchtbefreiten, mit allen Gütern der geistigen und materiellen Kultur gesegneten Daseins. Das Barockzeitalter kündigt gerade in den katholischen Ländern von neuer Macht und Pracht der alten Kirche. Damit ist auch schon ausgesagt, daß die volle Entfaltung der Barockkultur nördlich der Alpen erst nach dem Ende der furchtbaren Kriege einsetzen

konnte, die an der Religionsfrage sich entzündet, dann aber rasch in politische Großmächtkämpfe europäischen Ausmaßes sich ausgeweitet hatten.

1648 waren die schier endlosen Kriege im Reich endlich in sich zusammengebrochen, und dem Friedensschluß von Münster und Osnabrück folgte ein Jahrzehnt später der Pyrenäenfriede (1659) zwischen Frankreich und Spanien. 1683 gelang der entscheidende Sieg am Wiener Kahlenberg über die Türken. Dieser Sieg hat den unmittelbaren Aufstieg Österreichs zur Großmacht eingeleitet. Aus dieser grandiosen Siegesstimmung wuchsen die gewaltigen Klosterresidenzen Österreichs, vom Kaiser nachhaltig gefördert, sollten sie doch den Dank gegen Gott bekunden, mit der Frömmigkeit der Habsburger aber auch den Glanz des Hauses Österreich dokumentieren.

Das bayerische Nachbarland nahm an der Türkennot im Südosten stets lebhaften Anteil. Fast ganz Österreich mit Kärnten und Steiermark unterstand kirchlich immer noch dem Erzbischof von Salzburg und dem Bischof von Passau. Immer noch war das Bewußtsein stark lebendig, daß Bayern und Österreich trotz der politischen Trennung eines Stammes seien und zur einen bayerischen Kirchenprovinz Salzburg gehörten. Kurfürst Max Emanuel von Bayern kämpfte selber an der Spitze seiner Abteilungen gegen die Türken. Kein Wunder, daß in so vielen Deckenfresken der Kirchen dieser Zeit auch die Türken einbezogen sind: besiegt müssen die ärgsten Feinde des Abendlandes jetzt zum himmlischen Triumph der Kirche beitragen.

Nach dem Ende der konfessionellen Kriege, nach der Abwehr der Türken von Mittel- und Osteuropa kam der europäische Tätigkeitsdrang, der so lange durch Krieg und Zerstörung gehemmt oder abgelenkt worden war, wieder mit seinen erhaltenden, aufbauenden Kräften elementar zum Durchbruch. Die Vitalität des Barockzeitalters kam nicht nur in seinem gesellschaftlichen und politischen, sondern — vielleicht noch mehr — in seinem kulturellen Gestaltungswillen zum Ausdruck. Es ist die Zeit einer ursprünglichen Religiosität und einer erstaunlichen Schaffenskraft in allen Bereichen. Dieses barocke Menschentum war groß und bedeutend angelegt, voll Freude an der Tätigkeit in weitestem Ausmaß, leidenschaftlich bewegt, aber kraftvoll auch in der Beherrschung der Leidenschaft, kraftvoll auch im Schmerz, fürstlicher Repräsentation und der Majestät des Todes in gleicher Weise vertraut, voll starker, gesunder Instinkte, in der Hauptsache antirationalistisch, mehr vom Gefühl und Affekt, vom echten Pathos als vom logischen Denken geführt. Und dieses barocke Temperament war es auch, das bei allen zeitlichen, örtlichen und gesellschaftlichen Unterschieden einem Rubens und Bach, einem Abraham a Sancta Clara und einem Prinzen Eugen, den großen Reichsprälaten der Schönbornzeit, ihren Architekten, Freskenmalern und Stuccadoren und einer Kaiserin Maria Theresia etwas Gemeinsames verlieh. Stärker und länger als anderswo reichte dieses „barocke“ Lebensgefühl im bayerisch-österreichischen Raum weit ins 19. Jahrhundert, ja in breiten Volksschichten bis in unser Jahrhundert herein.

Es fällt heute nicht ganz leicht, sich ein lebendiges Bild des barocken Bayern zwischen Dreißigjährigem Krieg und Französischer Revolution zu machen. Aber leibhaftig steht die entschwundene Zeit vor Augen, wenn man

offenen Auges über Land fährt oder wandert. Auf Schritt und Tritt begegnet man in den zahlreichen Kirchen und Kapellen, in den abgelegenen, meist etwas verblichenen Schlössern des Landadels, dem Jubel fürstlicher Prunkfreude und den Zeugen einer tiefen Frömmigkeit. Die festlichen Goteshäuser künden vom ungebrochenen Glauben jener Menschen, aber auch von der Weite des Geistes, der so viel Anregung aus Italien und Frankreich empfangen hat.

Prediger der Barockzeit sprechen gern von der Bavaria Sancta, vom „Heiligen Bayernland“. Das alte Kurbayern trug in der Tat ein geistliches Gesicht und besaß eine „geistliche Verfassung“. Aber alle Lebensbereiche des Menschen fanden darin eine wohnbare Heimat. Da lagen mitten im Land, wenn auch exterritorial, die alten Bischofsstädte mit ihren vielen Kirchen, Stiften und Klöstern. Im barocken Bayern traf man alle paar Wegstunden auf ein Kloster. Diese Stifte und Klöster standen in enger Verbindung mit dem Volk in allen seinen Schichten. In den meisten Klöstern gab es gute Schulen. Hier erfuhren auch die Wissenschaften, die Künste und nicht zuletzt die Landwirtschaft eifrige Pflege. Hier gab es mehrmals im Jahr die großen Kirchenfeste, solche des allgemeinen Kirchenkalenders und dann die besonderen Heiligen- und Bruderschaftsfeste, mit feierlichen Gottesdiensten, festlicher Chor- und Instrumentalmusik. Viele tausend Menschen strömten oft aus solchen Anlässen zusammen, empfingen die Sakramente, freuten sich an der Schönheit der Kirchenfeste, an der frommen Pracht der Prozessionen und an der Wunderkraft der Heiligen, die der Festprediger anschaulich zu rühmen wußte.

Die zahlreichen Heiligenfeste der alten Zeit, über die so mancher Unverstand heute lächelt, erfüllten nicht nur eine eminent religiöse, sondern ganz selbstverständlich auch eine hervorragende soziale Funktion. Die Barockzeit kannte das Wort „Urlaub“ nicht. Aber neben den Sonntagen und den Hochfesten des Kirchenjahres gab es die vielen Heiligenfeste, die als Feiertage begangen wurden, zum Beispiel die Apostel- und „Frauentage“ (Marienfeste), die Kirchenpatrozinien, die Wallfahrts- und Bruderschaftsfeste, wobei man herkömmlich auch die Kirchenfeste der Nachbarorte mitfeierte. Nicht selten wurden die Hauptfeste zwei oder drei Tage lang, manchmal eine ganze Woche begangen. Diese Kirchenfeste betrogen mit den Sonntagen zusammen etwa ein Drittel des ganzen Jahres. Die Aufklärungszeit hat aus wirtschaftlichen und anderen Gründen dagegen angekämpft und die Feiertage durch die weltliche und geistliche Obrigkeit stark eingeschränkt: die Leute würden zu wenig arbeiten, sich dem Müßiggang, dem Trunk und sündhaften Dingen hingeben. Daran war gewiß manches wahr. Aber der „kategorische Imperativ“ ist nun einmal nicht in Bayern erfunden worden. Schon Jahrhunderte vor allen gewerkschaftlichen Forderungen nach Verkürzung der Arbeitszeit gab es im katholischen Süddeutschland einen gesunden natürlichen Rhythmus von Arbeit und Fest, religiöser Erhebung und volkstümlicher Lustbarkeit in Spiel und Tanz. Die bayerische „Andacht“ hatte stets einen menschenfreundlichen, ja einen lustigen Zug, hinter dem gleichwohl der tiefe religiöse Ernst steht.

Gerade die vielen Klöster des Landes bewirkten, daß die Barockkultur in Bayern eine wahre Volkskultur war: Gewiß gab es da und dort verfallene Konvente. Aber die übergroße Mehrzahl der bayerischen Stifte und Klöster befand sich im 18. Jahrhundert in guten ökonomischen und geistlichen Verhältnissen. Besonders die Prälatenklöster der Benediktiner, Augustinerchorherrn, Prämonstratenser und Cisterzienser zählten Mitglieder von hoher Gelehrsamkeit im vollen Umfang des Wissens der Zeit. Manche Konvente Süddeutschlands, von St. Blasien im Schwarzwald bis zum Wiener Schottenkloster, entwickelten sich immer mehr zu gelehrten Akademien, in unserem Raum vor allem die Reichsabteien St. Emmeram in Regensburg und Otto-beuren, dann die kurbayerischen Klöster Polling, Benediktbeuern, Tegernsee, Ensford in der Oberpfalz, Ober- und Niederaltaich im niederbayerischen Donauland. Der monastische Gedanke stand hoch, und daneben wurden orientalische Sprachen, Geschichtsforschung und im späten 18. Jahrhundert besonders auch die aufstrebenden Naturwissenschaften eifrig gepflegt. Mit betonter Liebe pflegten die Stifte und Klöster seit jeher die Musik und das Schultheater. Kostbare Schätze barocker geistlicher Musik und geistlichen Schauspiels ruhen noch verborgen in den bayerischen Archiven und Bibliotheken.

Nur in diesem breiten, blutvollen Rahmen kann man die Kunst des bayerischen Barocks und die geniale Spätphase, das bayerische Rokoko verstehen. Denn Barock und Rokoko sind in Bayern entscheidend von Religion und Kirche geprägt und in entscheidendem Maße von den geistlichen Fürsten, von den Stiften und Klöstern getragen. Mit vollem Recht kann man in Bayern von einem geistlichen Barock und Rokoko sprechen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und noch fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch erlebte die kirchliche Bautätigkeit in Bayern ihren Höhepunkt, ihren zweiten großen nach der spätgotischen Epoche. Es hatte sie alle förmlich die Bauleidenschaft gepackt, die Fürsten und Bischöfe, die Äbte und Pröpste, die großen und kleinen Edelherren, die Stiftsdechanten und Patronatsherren. Den Anfang machten im Großen die Fürsterzbischöfe von Salzburg, im Bereich der heutigen bayerischen Grenzen die Fürstbische von Kempten; 1632 hatten die Schweden das alte Reichskloster verwüstet; der Neubau der Kemptener Stiftskirche (1651–1666) war überhaupt der erste große Kirchenbau in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg.

Jetzt erhielten gerade die geistlichen Residenzstädte ihr neues Gesicht, das vielfach bis heute bestimmend blieb. Jetzt wuchsen die Dome zu Salzburg und Passau in der neuen Manier. Mit wahrhaft fürstlicher Großzügigkeit, die hinter den Bischofsherrn nicht zurückstand, bauten damals die schwäbischen Reichsprälaten ihre Kirchen neu und dazu wahre Klosterresidenzen. Otto-beuren, der gefeierte „schwäbische Escorial“, aber viel freundlicher als die strenge, ein wenig düstere Klosterstadt in Hispanien, ist dafür das aufwendigste, sinnenfälligste Beispiel.

Die landsässigen bayerischen Klöster verfügten zwar bei weitem nicht über die Mittel ihrer reichsfreien schwäbischen Nachbarn. Obendrein unterstanden die baufreudigen bayerischen Klosterherren bei solch großen Vor-

haben der Finanzaufsicht des Kurfürsten, damit sich eben das Kloster nicht übernehme und dann in den Schulden schier erstickte, wie es wohl gelegentlich geschehen ist. Deshalb wurden die Klostergebäude im allgemeinen auch schlichter aufgeführt, ohne den großen Prunk der österreichischen und schwäbischen Stifte. Aber nicht gespart wurde in Bayern bei der Ausstattung der Kirchen. So entstanden die jubelnden Kirchenräume von Steingaden mit der Wies und Rottenbuch, von Benediktbeuern mit seiner einzigartigen Anastasia-Kapelle, von Dietramszell und Diessen, von Andechs und Schäftlarn, von Rott am Inn und Höglwörth, von Baumburg, Raitenhaslach und Marienberg, von Fürstenfeld und Altomünster, von Rohr und Weltenburg, der Alten Kapelle und von St. Emmeram in Regensburg, von Ober- und Niederaltaich im Donauland, von Frauenzell, Windberg und Rinchnach im Bayerischen Wald, von Aldersbach, Osterhofen, Vornbach, Asbach und Fürstenzell, von Walderbach, Speinshart und Waldsassen in der Oberen Pfalz.

Dutzende noch von bedeutenden Klosterkirchen des Barocks und Rokokos ließen sich allein für Altbayern nennen. Manche von ihnen werden in einer sachkundigen Restaurierung geradezu neu entdeckt, wie kürzlich die Dominikanerkirche in Landshut. Zu den mächtigen Dombauten und -ausstattungen in Salzburg, Passau und Freising, den Stifts- und Klosterkirchen kommt schließlich die schier überquellende Fülle der großen und kleinen barocken Wallfahrtskirchen, der Pfarr- und Filialkirchen bis in die entlegensten Winkel des Landes. Und dabei bringt jede Kirche dem, der nicht nur sehen, sondern auch schauen, liebend verstehen kann, neue Überraschungen und neues Entzücken.

Die Kirchen und Klöster sind in der Regel mit feinem Gespür in die umgebende Landschaft hineinkomponiert. Man muß vorher durch Wälder, Felder und Wiesen wandern, an Wegkreuzen und Feldkapellen vorbei. Man sollte buchstäblich auf Wallfahrt gehen, äußerlich und innerlich, um die Frömmigkeit dieser Kirchen und der kleinen und großen Meister, die sie in tiefem Glauben zur Verherrlichung Gottes und zur seligen Freude der Umwohner errichtet haben, zu begreifen. Man muß diese Kirchen mit Ehrfurcht betreten und lange in ihnen weilen. Man muß in diesen Kirchen beten.

Am Eingang unserer Barockkirchen steht oft zu lesen: *Domus Dei et porta coeli* (Haus Gottes und Pforte des Himmel), über dem Portal der mächtigen Stiftskirche in Polling das Wort: *Liberalitas Bavarica* — wohl das knappste und schönste Denkmal für bayerisch Land und Volk der Barockzeit.

Die Barock- und Rokokokirchen unserer Heimat sind ein Abbild der himmlischen Herrlichkeit, ein Spiegel der endzeitlichen Verklärung schon in der Gegenwart mit all ihren Bedrängnissen. In den jubelnden, singenden und klingenden Kirchen des Rokokos ist gleichsam das achte Kapitel des Römerbriefes, von der Herrlichkeit des erlösten Menschen, in die Sprache der Kunst übersetzt. Sie künden nicht nur vom Leid, von Schuld und Tragik des Menschen, sondern durch Mühsal und Leid hindurch von der Gnade, von der Erlösung im Kreuz Christi, von der schon hereinleuchtenden Herr-

lichkeit dieser Erlösung, von der tröstlichen Gemeinschaft der Heiligen, die alle durch Christi Blut Geretteten umschließt. Ähnliches gilt von der reichen Kirchenmusik dieses Zeitalters.

Über den großen Leistungen, über allem Licht, dürfen die tiefen Schatten nicht übersehen werden. Die Kirche wurde gerade im Barockzeitalter erneut von schweren, zerrüttenden Streitigkeiten heimgesucht; sie entzündeten sich vor allem an den Problemen um Gottes Gnade und Freiheit des Menschen, um die rechte Verfassung der Kirche, um die richtige Methode in der Weltmission. Aufs Ganze betrachtet wurde das immer reicher werdende Material aus den Erfahrungswissenschaften im kirchlichen Bereich zu wenig ernst genommen. Die Kraft zur schöpferischen Auseinandersetzung und Bewältigung des schwierigen Fragenkomplexes Glauben und Wissen erlahmte. An der breiten sozialen Not der unteren Schichten lebte die fürstliche Hierarchie der Kirche oft vorbei, wenn es auch nicht an redlichen Versuchen und an eindringlichen Mahnern fehlte. Am Beginn und gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hin sprengten noch einmal die grausigen apokalyptischen Reiter durch unser Land, Pest, Hunger und Krieg, in den Schrecken des Spanischen und Österreichischen Erbfolgekrieges. Beidemale standen die Kurfürsten von Bayern, Max Emanuel und sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Karl VII., gegen Österreich im Bund mit Frankreich. Beidemale war bayerisch Land und Volk allen Schrecken des Krieges ausgeliefert.

Erst mit dem Vordringen der Aufklärung im späten 18. Jahrhundert änderte sich allmählich das Lebensgefühl. Statt der unermeßlichen illusionistischen Weiten verlangten die Menschen jetzt nach überschaubaren Ordnungen, statt gefühlsseligen Überschwanges nach rationaler Klarheit und Nüchternheit, statt himmlisch-irdischen Prunkes nach Hilfe und Nützlichkeit im menschlichen Alltag. Den Menschen der Aufklärung waren die barocken Festgewänder zu schwer und faltenreich geworden. Und so wurde die Aufklärung der größte, radikalste Entlastungsversuch der abendländischen Geschichte bis zum heutigen Tag. Vor dem Forum der Weltgeschichte steht das 18. Jahrhundert als Vollendung der Vergangenheit und als Auftakt neuer Zeit bis in unsere unmittelbare Gegenwart herein.

Mitten in dieser bewegten, vielgestaltigen Epoche stehen Leben und Werk des Benediktiners Karl Meichelbeck von Benediktbeuern, dessen dreihundertsten Geburtstag wir heute in seinem heimatlichen Kloster begehen. Die fünfundsiebzehn Jahre seines Lebens, von 1669 bis 1734, könnte man mit der Höhe des Barocks in Bayern ungefähr gleichsetzen. *Variam expertus fortunam* — dies Wort ließe sich, gleichsam als Untertitel, seinem Leben voranstellen; denn vielerlei Schicksal hat er erfahren und mannhaft bestanden.

Seine Jugend war von der armen Herkunft her gezeichnet und überschattet. Am 29. Mai 1669 wurde Johann Georg Meichelbeck dem Seilerhepaar Georg und Rosina Meichelbeck zu Oberdorf im Allgäu, der heutigen Stadt Marktoberdorf, als erster Sohn geboren. Der freundliche Ort gehörte damals zum fürstbischöflichen Hochstift Augsburg. Wohl wegen der Armut gab die Mutter den Buben früh zu ihren Eltern, einer Lehrerfamilie in

Stötten am Auerberg. Aber mit Reichtümern waren Volksschullehrer der alten Zeit auch nicht gesegnet. Hier erhielt der aufgeweckte Bub den ersten Unterricht, das heißt, er lernte Lesen und Schreiben, ein wenig Rechnen und die Grundlehren des katholischen Glaubens in Frage und Antwort. Früh regte sich offensichtlich schon eine bemerkenswerte musische Begabung, ein Erbteil von der Mutter her, besonders in der Freude an Gesang und Musik.

Wollte ein armer Bub in der alten Zeit studieren, so bot sich, von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, nur der Weg über die Kirche. Schon 1677 brachte die Mutter den gerade Achtjährigen in das Kloster Benediktbeuern, wo ihr Bruder als P. Corbinian lebte. Dieser Onkel, ein begeisterter Musikfreund, setzte den Neffen schon mit neun Jahren auf die Orgelbank. Die Abtei Benediktbeuern war an Besitz eine der reichsten in Kurbayern. Tatkräftige Äbte vollzogen damals den barocken Umbau von Kirche und Kloster, so wie sie im Wesentlichen heute noch vor uns stehen. Diese Äbte erwiesen sich als tüchtige, aber auch strenge Herren: Amandus Thomamiller (1661–1671), Placidus Mayr (1671–1689), Eliland Öttl (1689–1707) und Magnus Pachinger (1707–1742).

Karl Meichelbeck erinnerte sich noch in alten Tagen genau an den 15. Oktober 1681, wo er als neugieriger Bub um die Mittagszeit durch die schon halb abgetragene alte Kirche strich und der Abt hinter dem abgebrochenen Hochaltar eben die drei Gräber der sagenhaften Stifter Landfrid, Waldram und Eliland entdeckte, sofort den Buben zum Läuten schickte, worauf der Konvent und viel Volk zusammenlief; für den Rest des freudigen Tages wurde gefeiert, und der Herr Prälat ließ Dienern und Arbeitern reichlich Speise und Trank reichen.

Bald darauf wies Abt Placidus den Jungen aus uns unbekannter Ursache, doch zu Unrecht, wie Meichelbeck später bemerkt, aus dem Kloster. Der geistliche Onkel war es wohl, der ihn zu Gymnasialstudien bei den Jesuiten in München vermittelte. Die Jahre in der kurfürstlichen Haupt- und Residenzstadt – es war die frühe Max Emanuel-Zeit – brachte wohl viel neue Eindrücke, aber auch viel Schweres. Der völlig mittellose Schüler war auf die Gutherzigkeit der Leute angewiesen. Er litt viel Hunger und wurde einmal sogar des Diebstahls verdächtigt, wenn sich auch seine Unschuld bald herausstellte.

Nach glänzendem Abschluß der Gymnasialstudien trat Hansjörg Meichelbeck 1687, mit achtzehn Jahren also, in die Benediktinerabtei Benediktbeuern ein. Er erhielt den Ordensnamen Karl. Es folgten die Jahre des Noviziates, der philosophischen und theologischen Studien in verschiedenen Klöstern, zuletzt an der angesehenen Benediktineruniversität Salzburg. Freud und Leid hielten sich die Waage. Der Abt, gewiß in ernster finanzieller Bedrängnis ob seiner umfassenden Bauvorhaben, rechnete dem armen, doch wissensdurstigen jungen Mönch jeden Kreuzer vor. Frühe Ehrungen und kleine menschliche Freuden, wie etwa Gesang und musikalische Geselligkeit im Salzburger Freundeskreis, wurden von mißgünstigem Neid und gehässiger Verleumdung begleitet. Am 18. September 1694 empfing Karl Meichel-

beck zu Augsburg die Priesterweihe. In seinem Heimatort Oberdorf, den er nach der langen Abwesenheit kaum wiedererkannte, wurde er mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Die Primiz feierte man in Benediktbeuern recht aufwendig.

Sein drittes Salzburger Jahr, 1694/95 als Kaplan des Benediktinerinnenstiftes Nonnberg, wurde wohl die glücklichste Zeit seiner jungen Jahre. Die höfische Kultur der vornehmen Bischofsstadt, den Umgang mit Männern des Geistes, der Künste und froher Geselligkeit empfand der aufgeschlossene, hochbegabte junge Mönch, der kaum mütterliche Güte und die Geborgenheit einer Familie erfahren hatte, als wahres Glück. In der Ausarbeitung der Thesen und Exerzitationen an der Universität Salzburg tritt zum erstenmal Meichelbecks historisches Interesse stärker hervor, wohl auch schon die kritische neue Art, durch alles Rankenwerk der Überlieferung hindurch zu den Ursprüngen, den Quellen sich vorzutasten. Seine musische Begabung trat bei mancherlei Gelegenheiten zutage, bei Namenstagsfeiern und Kirchenfesten, doch auch in Fastnachtspielen und heiteren Komödien. Am deutlichsten war sein musikalisches Talent ausgeprägt. Er verfügte über eine schöne Stimme und spielte drei Instrumente mit hoher Meisterschaft, darunter Orgel und Violine.

Die freudvolle, fruchtbare Salzburger Zeit endete jäh im Mißklang. Sein Abt rief ihn auf böswillige Anschuldigungen hin zurück und bestimmte ihn für die Seelsorge in Kochel. Meichelbeck hat unter dem Unrecht hart gelitten. Nicht ohne Bitterkeit vertraute er seinem Tagebuch damals an, daß er unter dem Ochsenjoch gehe. Gleichwohl fand er sich im Heimatkloster wieder gut zurecht. Zusammen mit seinem Onkel, P. Corbinian Carl, erfreute er den Konvent durch sein Musizieren. Daneben wurde er dem Abt in dem Rechtsstreit mit der kleinen Eremitenkolonie am Walchensee recht nützlich. Es ging um einen in der alten Zeit nicht seltenen Streit. Die auf Betreiben der Kurfürstin angesetzten Einsiedler begnügten sich nämlich nicht mit Fasten und Beten, sondern verlegten sich bald schon aufs Biersieden und gingen daran, eine Wallfahrt einzurichten. Ihre Betriebsamkeit griff in die alten Gerechtsame Benediktbeuerns ein. P. Meichelbeck, seit 1696 Bibliothekar seines Klosters, konnte aus einem alten Pergament beweisen, daß die neuartige „Clausnerey“ auf Benediktbeuer Grund und Boden errichtet war. Auch in Rom konnte man mit Hilfe P. Meichelbecks schließlich das ältere Recht des Klosters durchsetzen.

Ausgehend von den Schätzen der Stiftsbibliothek wagte sich Karl Meichelbeck allmählich zu den schwierigen mittelalterlichen Handschriften vor. Entscheidend wurde seine Bestellung zum Archivar des Klosters (1708). Hier wuchs er förmlich von selbst in die Arbeit kritischen Prüfens und Sichtens hinein, schon mit der Ordnung des reichen Materials, das in 421 Kisten in Staub und Schmutz lag, den „Schaben und Motten“ preisgegeben, und so wenig gesichert, daß etwa das Hündlein des Herrn Prälaten das große Siegel einer Urkunde Kaiser Ludwigs des Bayern zerbeißen konnte. Nach Ausweis seiner Thesen, 1706 deutlich erkennbar, hatte sich Meichelbeck die französischen Mauriner zum Vorbild genommen und ihre Methode der

Quellenkritik kennengelernt. Er scheint dabei weitgehend Autodidakt gewesen zu sein, sich aus Büchern gebildet zu haben, ohne eigentliche Vermittlung eines Lehrers. Das Klosterarchiv mit seinen reichen Schätzen alter Codices und Urkunden wurde der beste Übungsraum, sein eigentlicher Lehrmeister.

Die gelehrten, um die Wissenschaft höchstverdienten „Mauriner“ Frankreichs, voran ihr bedeutendstes Mitglied, der Benediktiner Jean Mabillon, hatten im 17. Jahrhundert die neue, heute noch gültige kritische Methode der Geschichtsforschung ausgebildet und verfeinert. Diese Methode besteht, knapp ausgedrückt, in der konsequenten Anwendung folgender Grundsätze: Heranziehung eines möglichst breiten Quellenmaterials, besonders archivalischer Quellen; Zurückgehen von den Darstellungen aus zweiter Hand zu den ursprünglichen, möglichst zeitgenössischen Berichten; Bevorzugung der Angaben kritisch ausgewerteter echter Urkunden vor zusammenfassenden Chroniken und Annalen. Der Anwendung dieser historisch-kritischen Methode verdankt die moderne Geschichtswissenschaft ihre Blüte.

Seit dem späten 17. Jahrhundert drang dieses neue kritische Prüfen auch in Süddeutschland allmählich vor. Mabillons Reise zu den Klosterbibliotheken Deutschlands (1683) brachte manche direkte Anregung. Schon im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts arbeiten der Jesuit Marcus Hansiz in Wien, Heinrich von Falckenstein in Eichstätt, Georg von Eckhart in Würzburg und Johann Friedrich Schannat in Fulda unabhängig voneinander an landesgeschichtlichen Werken, in denen sie die Grundsätze der Mauriner erfolgreich anzuwenden suchten. Aber das erste Geschichtswerk, das in Süddeutschland die Anforderungen der neuen Methode wirklich erfüllt, stammt aus der Feder des Benediktiners Karl Meichelbeck von Benediktbeuern. Es ist der 1724 erschienene erste Band der „Historia Frisingensis“. Wie war es dazu gekommen?

Für Leben und Werk Karl Meichelbecks brachte die Regierungszeit des Freisinger Fürstbischofs Johann Franz Eckher von Kapfing und Liechteneck (1695–1727) die entscheidende Wende zum Großen hin. Glanz und Bedeutung der großen Reichsprälaten des Barocks sind uns für die reichen Bischofsitze im Rhein- und Maingebiet seit langem geläufig. Die Schönborn-Zeit etwa ist zu einem Begriff in der Reichs- und Reichskirchengeschichte, nicht zuletzt in der Kunstgeschichte, geworden. Auch über die großen Bischofsherren in Salzburg sind wir in großen Zügen unterrichtet. Der Freisinger Fürstbischof Eckher von Kapfing und Liechteneck ist der Typus des geistlichen Reichsfürsten des Barocks in seiner altbayerischen Ausprägung. Sorge für das schwer angeschlagene Hochstift, verantwortungsvolle, wahrhaft geistliche Leitung des weiten Bistums, Förderung der Künste und Wissenschaften, Anteilnahme an den Geschicken des Reiches und der Reichskirche, das Ganze hineingebettet in tiefe, redliche Frömmigkeit, fließen in der langen Regierung dieses großen Bischofs aus dem bayerischen Landadel ineinander.

Bischof Eckher suchte bald nach seinem Regierungsantritt schon die weit verstreuten Besitzungen seines Stuhles auf. Im August 1696 kam er, auf

der Durchreise zur freisingischen Reichsherrschaft Werdenfels, zum erstenmal nach Benediktbeuern. Er wurde mit einer schwungvollen lateinischen Ode begrüßt, wünschte den Verfasser kennenzulernen — und begegnete hier dem P. Meichelbeck. Aus der ersten Begegnung wurde ein Verhältnis des Vertrauens und der Freundschaft, das dreißig Jahre, bis zum Tod des Fürstbischofs, dauern sollte. Der Bischof suchte nach Lehrern für die hohe Schule in Freising, die er den Benediktinern anvertrauen wollte. So kam Karl Meichelbeck am Allerheiligenfest 1696 nach Freising, zunächst auf vier Jahre. Bald urteilt er über den Fürstbischof: „Ein Fürst, doch kein Herr, sondern ein Vater.“

Die Wertschätzung P. Meichelbecks durch den Bischof kam dem Kloster Benediktbeuern in mancherlei Hinsicht zustatten. Auch der Fürststab von Kempten achtete den gelehrten Benediktiner hoch und erwies ihm merckliche Ehrungen. Lehrtätigkeit in den Hausstudien seines Ordens zu Rott am Inn und Benediktbeuern ließ Meichelbeck wenig Zeit zu eigenen Studien. Dazu kam die Not der Zeit. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde Benediktbeuern hart betroffen. Es drohte Plünderung, wenn nicht Schlimmeres, durch die anrückenden Tiroler. Da verwandelte ein plötzlich einbrechender Föhn in der Nacht zum 29. Januar 1704 den bisher zugefrorenen Sumpf in einen glucksenden Morast. Die wunderbare Rettung schrieb man im Kloster der hochverehrten heiligen Anastasia zu, weil das Hauptfest ihrer Bruderschaft eben auf den 29. Januar fiel. Heute noch sagt man in Benediktbeuern: „Zu Stasi geht 's Eis auf!“ Die Anastasia-Kapelle, reinstes, vergeistigtstes Rokoko, ist heute noch das leuchtende Denkmal der Dankbarkeit Benediktbeuerns im 18. Jahrhundert. Karl Meichelbeck nahm an der Verehrung der rettenden Patronin eifrig Anteil.

In den verhängnisvollen bayerischen Aufstand des Ober- und Unterlands gegen die harte österreichische Besatzung mit ihren unerschwinglichen Steuerforderungen und den verhaßten Zwangsrekrutierungen wurde das Kloster ebenfalls hineingezogen. Heute noch sind in Bayern diese schrecklichen Ereignisse für jedes Schulkind verbunden mit der „Mordweihnacht von Sendling“ 1705. Der Prior brachte gegen den Willen des Abtes den wegen Aufruhrs gesuchten Gerichtsschreiber von Abensberg in Sicherheit. Dafür wurden dem Kloster 80 000 fl Buße von den Kaiserlichen auferlegt. Schließlich gelang es, nicht zuletzt durch den starken Einsatz Karl Meichelbecks, diese ungeheure Summe auf 20 000 fl zu mindern. Aber daß die aufständischen Oberländer mit Gewalt ein paar kleine Kanonen des Klosters wegführten, mit denen man bisher an Fronleichnam und bei bedeutenden Anlässen zur Erhöhung der festlichen Stimmung geschossen hatte, brachte einen neuen drückenden Bußbescheid des kaiserlichen Administrators Löwenstein.

Im Sommer 1707 starb Abt Eliland Öttl von Benediktbeuern. Für P. Meichelbeck schienen sich günstige Aussichten auf die Abtswürde zu eröffnen. Aber gewählt wurde dann Magnus Pachinger. Meichelbeck, ohne Zweifel der gelehrteste Mann seines Konventes, fiel es nicht ganz leicht, die „Treulosigkeit“ einiger Ordensbrüder zu verwinden. Er war überzeugt, daß seine arme

Herkunft den Ausschlag gegen ihn gegeben hatte. Und dennoch wurde er gerade dadurch frei für die größte Aufgabe seines Lebens.

Abt Magnus Pachinger schätzte seinen ehemaligen Studienmentor Meichelbeck hoch. Er bestellte ihn im Oktober 1708 zum Klosterarchivar, womit die genannte Einübung in die Urkundenkritik begann. Wenige Monate zuvor hatte der Abt von Tegernsee P. Meichelbeck zum Historiographen der bayerischen Benediktinerkongregation berufen, womit die Abfassung der „Annalen“, einer uns heute recht wertvollen Geschichtsquelle, verbunden war. Für sein Kloster, für die Benediktinerkongregation, für den Fürstbischof von Freising und den Fürstabt von Kempten war der körperlich nicht sehr kräftige P. Meichelbeck unermüdlich tätig, in Gutachten, in der Durchführung von Rechtsstreitigkeiten, vielfach auf mühevollen Reisen, bis nach Rom. Gegen den abtrünnigen Abt Joseph Dominikus Senser verfaßte er im Auftrag der Kongregation eine geharnischte Schrift, die schon im Titel an die kräftige Sprache P. Abrahams a Sancta Clara erinnert.

Im September 1709 wurde dem damals Vierzigjährigen, anlässlich der Translationsfeier des hl. Nonnosus in Freising, zum erstenmal der Antrag gemacht, eine Geschichte des Bistums Freising zu schreiben. Auftraggeber, der gegen wiederholte Ablehnung und gegen alles Zögern nicht locker ließ, war der Fürstbischof höchstselbst. Meichelbeck wußte auch um die eifersüchtige Mißgunst mancher Kreise in Freising, namentlich der Kanoniker von St. Andrä. Sie waren auf den gelehrten „Fremden“ nicht gut zu sprechen. Das Domkapitel fürchtete Präjudizierliches und sträubte sich, wie andere Stifte auch, gegen die Öffnung der Archive. Meichelbeck stand in Verbindung mit P. Bernhard Pez in Melk, dem großen österreichischen Quellensammler, der ihn als besten Kenner der bayerischen Geschichte rühmte und ihn als Geschichtsschreiber dem Fürstabt von Fulda vermitteln wollte. Später lockte eine Berufung an den kaiserlichen Hof nach Wien. Doch Meichelbeck blieb seiner schwäbisch-bayerischen Heimat ein Leben lang treu.

Erst im März 1722 ließ sich Meichelbeck von Fürstbischof Eckher endgültig zur Abfassung einer Geschichte des Bistums Freising bestimmen; zur Ausführung übersiedelte er in die Bischofsstadt. Gegen die angedeuteten Widerstände leistete er, stets bestärkt vom Fürstbischof, und in den Schreibarbeiten unterstützt von seinem Mitkonventualen Leonhard Hohenauer, in zwei Jahren die erstaunliche Arbeit. Rechtzeitig zur Jahrtausendfeier des hl. Corbinian, womit der Fürstbischof die Jubelfeier seines Priester- und Bischofsamtes verband, erschien 1724 der erste Band der „Historia Frisingensis“, ein mächtiger Foliant von 440 Seiten. Darstellung und Quellenteil reichen von der Zeit des hl. Corbinian bis 1224. Der zweite Band erschien dann 1729. Geschrieben ist das Werk in einem klaren, sauberen Latein.

Der Bischof wünschte aber, daß auch breiteren, des Lateins nicht kundigen Kreisen eine geschichtliche Darstellung zur Jubelfeier vorgelegt werden könne. Er befahl deshalb P. Meichelbeck unmittelbar nach Vollendung des ersten Bandes der *Historia Frisingensis*, eine kürzere Geschichte des Bistums Freising in deutscher Sprache abzufassen. So entstand in unglaublich kurzer

Zeit, noch im Jahr 1724, Meichelbecks „Kurtze Freysingische Chronica oder Historia“. Sie ist zwar – nach der Vorrede des Verfassers – „ein kleines Wercklein“, erreicht nach unserem vergleichenden Urteil nicht den Rang der „Historia“, „haltet aber viel in sich“. Man spürt Meichelbecks tiefe Liebe zur Heimat, wenn er in der Einleitung von den beiden Freisinger Bergen aus, dem Domberg und der Anhöhe mit der Abtei Weihestephan, das bayerische Land vor sich hingebreitet sieht bis zu den fernen Alpenketten hin: „Von beeden disen Bergen ergibt sich ein gleichsamb unvergleichlich schönes Aussehen in die bis in das Saltzburg-Tyrol- und Algeuische Gebürg gelegene Ebne, auf welcher die bayerische Haupt- und Chur-Fürstliche Residenz-Stadt München, nit weniger die Stadt Erding, sambt vilen schönen Schlössern und Dorffschafften, wie auch die schönste fruchtbariste Felder, Haiden, Waiden, Wäldlein; dann die Fließ Isaar und Mosach, sambt andern angenehmen kleinen Fließlein und Auen, die Haupt-Landstraß aus Under- in Ober-Bayrn, und endlich auch hiesige gantze Stadt [Freising] und das schön erbaute löbliche Closter Neustiffst Praemonstratenser Ordens gar wol in die Augen fallet.“

Daneben hatte Meichelbeck im Auftrag des Fürstbischofs noch vielerlei Vorbereitungen für das große Jubiläum zu besorgen: die Auswahl der Bilder aus dem Leben des hl. Corbinian, welche die Brüder Asam im festlich neugestalteten Dom auszuführen hatten, die Abfassung der zugehörigen Inschriften, die Auswahl der Festprediger und die Bestimmung der Themen. Nach Abschluß der Feierlichkeiten hatte Meichelbeck einen Bericht zu verfassen, der dann 1725 unter dem Titel „Das dankbare Freysing“ erschienen ist.

Nach dem Tod seines edlen Gönners, des Bischofs Eckher, kehrte Meichelbeck 1727 für immer in sein Kloster zurück. Hier rüstete man ebenfalls zu einer Tausendjahrfeier. Nach dem Muster seiner zweibändigen „Historia Frisingensis“ wollte er in lateinischer Sprache die Geschichte seines Klosters schreiben, das „Chronicon Benedicto-Buranum“. Nach Vollendung wurde das Werk im Konvent vorgelesen und fand allgemeinen Beifall. Aber gegen die Drucklegung sträubte man sich, weil man die Veröffentlichung der vielen beigegebenen Urkunden für höchst gefährlich hielt; man verschob sie auf eine spätere Zeit. Erst 1751/52 ließ Abt Leonhard Hohenauer, Meichelbecks getreuer Schüler, durch den Klosterarchivar P. Alfons Haidenfeld die zwei umfänglichen Teile herausbringen. So begleitete der Unverstand einiger Mitbrüder seines Klosters, für das er zeitlebens so viel Rühmlches gearbeitet, Meichelbeck bis über den Tod hinaus.

Den frommen, weisen Mönch konnte diese Unvernunft nicht mehr ernstlich anfechten. Er hatte sein Lebenswerk redlich geleistet. Nach schmerzhafter Krankheit starb er wohlversehen am 2. April 1734 im Kloster Benediktbeuern. In der neuen Gruft der Stiftskirche, hinter dem Marienaltar, wurde er beigesetzt, als neunter der dort ruhenden Konventualen.

Aus der Sicht des dankbaren Schülers schrieb P. Alfons Haidenfeld im „Chronicon Benedicto-Buranum“ ein Lebensbild Karl Meichelbecks. Er rühmt ihn als unermüdlich tätigen, frommen, gelehrten Mönch, den keine

Unbill wirklich verbittern konnte. Die paar Stiche, die uns überkommen sind, zeigen einen ernsten Mönch mit tiefgefurchten Zügen, von Büchern umgeben, in der Hand ein Pergament. Dies war die ureigenste Welt des größten bayerischen Geschichtsschreibers der Barockzeit, eines der wahrhaft Großen in der langen Reihe benediktinischer Gelehrten in deutschen Landen. Mit gutem Recht hat man ihn als den „deutschen Mabillon“ gerühmt. P. Alfons Haidenfeld schließt seine Würdigung mit den barocken Worten: „... Si tamen lacrymis prosequi funus viri decuit, quem scientia terris, virtus caelo, quantum humanis assequimur iudiciis, immortalem reddidit.“ Die Heimat hat Karl Meichelbeck nicht vergessen.